



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der Augenblick war feierlich. Scholz nahm eine Priße nach der andern und schmunzelte, Parisch lachte über sein breites Gesicht, daß die Ähnlichkeit mit dem Kladderadatsch unverkennbar wurde, und Volze ermannte sich und suchte sich aus seinen Decken herauszuarbeiten, um eine Rede zu halten.

Louis kam noch immer nicht, vielmehr sah er sich nach einer Rückzugslinie um, aber der Weg war durch die gedeckte Tafel versperrt. Da kam in der äußersten Not Hilfe. Happich erschien und sagte: Mit Vergunst, meine Herren, wenn ich stören sollte. Herr Doktor, Sie möchten doch gleich nach dem Fronhof kommen. Die gnädige Frau wollten sterben.

Noch nie hat sich ein Doktor über einen Patienten, der sterben will, so gefreut wie Doktor Duttmüller über die gnädige Frau. Er schob einfach seine Mutter und den Pariser Hut beiseite und eilte hinaus. Und draußen legte ihm Dorchchen liebevoll den Mantel um.

Die Zurückbleibenden sahen sich verblüfft an. Wie aber Frau Duttmüller das lachende Gesicht von Parisch sah, wurde sie sehr böse, und es gab einen Zusammenstoß, der heftig, aber nur kurz war, denn hier hatte sie einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Nach einiger Zeit zogen in gemessenen Zwischenräumen drei Wagen durch den Böhnhardt. Im ersten befand sich ein Federbusch, der stolz und gekränkt wackelte, im zweiten eine Person, die das unwiderstehliche Verlangen hatte, aus dem Wagen zu fallen, was die beiden andern Mitfahrenden kaum hindern konnten. Und der dritte, worin vermutlich Göckel und Tochter saßen, glich einem Gedankenstrich, der schweigend durch die Gegend kroch.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die sächsische Minister- und Verfassungskrisis hat einen merkwürdigen Ausgang genommen. Das rekonstruierte Ministerium ist von seinem am 7. Februar behaupteten Standpunkte nicht zurückgewichen, hat das damals thatsächlich zurückgenommene Indemnitätsgesuch des Finanzministers nicht erneuert, also die Behauptung der Kammer, die Verfassung sei verletzt, nicht anerkannt. Das einzige, was von dieser Seite her geschehn ist, war die rein persönliche Erklärung des neuen Finanzministers Dr. Küger in der Finanzdeputation der Zweiten Kammer, er werde vorhandne Mißstände thunlichst abstellen und bitte um Vertrauen. Und die Kammer? Ihre Finanzdeputation B, die den ganzen Streit aufgerührt hatte, hat am 18. Februar in einem „Zusatzbericht“ ausgeführt: „dem neuen Herrn Finanzminister gegenüber . . . entfällt die Veranlassung, die . . . aufgeworfne staatsrechtliche Frage im Wege der Indemnität weiter zu verfolgen“; sie hat demgemäß die nachträgliche Bewilligung der verlangten Summe beantragt und die Forderung der Indemnität fallen lassen, und die Kammer hat dies am 20. ohne Debatte genehmigt. Das ist echt sächsische Höflichkeit und wahrscheinlich auch das Klügste, was noch geschehn konnte, aber konsequent ist es keineswegs; denn nicht um den Finanzminister handelte es sich, sondern um das ganze mit ihm solidarisch verbundene Ministerium, und entweder war die Verfassung durch das von diesem gedeckte Vorgehn des frühern Finanzministers verletzt, dann war die Verletzung durch dessen Rücktritt allein keineswegs geheilt; oder sie war überhaupt nicht verletzt, dann fehlte jeder Grund zu dem schroffen Vorgehn vom 7. Februar. Deutlich, nicht sächsisch gesprochen steht die Sache einfach so, und darüber soll man sich wenigstens klar sein: Die Kammer hat den

Rücktritt des Finanzministers erreicht, aber ihren prinzipiellen Standpunkt hat sie aufgegeben, prinzipiell hat nicht sie gesiegt, sondern die königliche Regierung, die natürlich so klug und rücksichtsvoll ist, das der Kammer nicht zu sagen. Das Land kann mit diesem Ausgange des „Verfassungskonflikts“ nur zufrieden sein; zu einem parlamentarischen Regiment ist danach in Sachsen vorläufig keine Aussicht.

Die Organisation der Wasserwirtschaft. Das Wasser ist durch seinen Kreislauf, „vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd,“ nicht dazu geeignet, wie das Land in scharf gegeneinander begrenzten Bezirken durch Behörden, deren Kompetenzen ebenfalls scharf gegeneinander abgegrenzt sind, verwaltet zu werden. An jeder solchen Schnittstelle müssen wie bisher so auch in Zukunft Mißstände entstehen, mögen diese Stellen auch noch so vorsichtig ausgewählt sein. Deshalb ist seit Jahren danach gestrebt worden, die gesamte Wasserwirtschaft in einem einzigen Verwaltungsorganismus zu vereinigen, aber die Schwierigkeiten scheinen ebenso unüberwindlich zu sein wie die einer einheitlichen Gestaltung des Wasserrechts. Nun ist jetzt im preussischen Abgeordnetenhaus bei der Etatsberatung die Neuorganisation der Generalkommissionen besprochen und dabei der Wunsch geäußert worden, diese Behörden möchten außer mit landschaftlichen auch mit meliorationstechnischen Mitgliedern ausgerüstet werden. So erwünscht diese Maßregel, insbesondere was die Meliorationsbaubeamten anbelangt, ist, so kann sie doch auch für die erstrebte einheitliche Behandlung der Wasserwirtschaft schwere Nachteile haben, weil dadurch die Einseitigkeit in der Behandlung der wasserwirtschaftlichen Fragen nicht beseitigt, sondern unter Umständen noch befördert werden kann. So sehr auch der Berücksichtigung des Interesses der Landwirtschaft an einer geregelten Wasserwirtschaft das Wort geredet werden muß, so dürfen und können doch die Schifffahrt, die dem Arbeitsministerium, die Ausnützung der Wasserkräfte, die dem Handelsministerium, und die Reinhaltung des Wassers, die dem Kultusministerium untersteht, nicht zurückgeschoben werden. Auch die Flußstrecken, wo augenblicklich keine Schifffahrt betrieben wird, können durch Kanalisierung oder Seitenkanäle in späterer Zeit einmal in Schifffahrtstraßen umgewandelt werden — wie andererseits auch jetzt bestehende Schifffahrtstraßen streckenweise eingeht können wie die untere Passarge. Flußstrecken, die jetzt wegen ihrer stark schwankenden Wassermengen und ihrer geringen Niedrigwassermengen für eine Ausnützung der Wasserkräfte nicht geeignet sind, können durch Anlage von Hochwasserfammelbecken in Zukunft hierfür eine große Bedeutung gewinnen, wie die schlesischen Gebirgsflüsse, die jetzt reguliert werden. Andre Wasserläufe wieder, deren Reinhaltung wegen des ländlichen Charakters und der geringen Bebauung ihrer Gebiete, sowie wegen des geringen Maßes der sanitären Verunreinigung jetzt nur geringes Interesse hat, können durch Schaffung oder Erweiterung von Gewerbebetrieben und durch Ausbreitung der städtischen Bebauung für eine sorgfältige Reinhaltung in Zukunft zu allermeist in Frage kommen, wie das Emscherthal und die Abflüsse der Staßfurter und der ober-schlesischen Bergwerke. Wenn es also nicht möglich ist, das lange Zeit erstrebte besondere Wasserwirtschaftsministerium zu schaffen, dem alle diese konkurrierenden Zweige des Wirtschaftslebens unterstellt werden, so sollte wenigstens dafür gesorgt werden, daß die technische Behandlung in allen Verwaltungsinstanzen einheitlich besorgt wird. Das Wasser, das eine Wiese befruchten und vielerlei darauf wachsende Pflanzen zur höchsten Entwicklung bringen soll, muß diese Wiese in ganz gleichmäßiger dünner Schicht überrieseln. Sobald sich diese Schicht in einzelne stärkere Wasserfäden teilt, zwischen denen breitere Streifen überhaupt kein Wasser erhalten, tritt hier eine Austrocknung, dort eine Versumpfung ein. Die guten Gräser verkümmern, und nur Sumpfpflanzen und magere Halme gedeihen. Deshalb werden solche Wiesen in bestimmten Abständen mit horizontalen Sammelrinnen versehen, die die einzelnen Wasserfäden aufnehmen und weiter unterhalb wieder in gleichmäßiger dünner Schicht verteilen.

So sollte auch in jeder der drei Verwaltungsinstanzen (lokalen, provinziellen und ministerialen) die Zusammenfassung der verschiedenen Fäden der Wasserwirtschaft durch ein besonderes technisches Glied erfolgen, das dafür sorgt, daß die technische Behandlung einheitlich geschieht, und daß alle in Frage kommenden Wirtschaftsgebiete gleichmäßig den Segen des Wassers genießen und gegen seine Schädigungen geschützt werden. Erhalten aber jetzt die Generalkommissionen ihre besondern Meliorationsbaubeamten, die mit den Wasserbaubeamten der Regierung in keinem oder in einem ressort-partikularistischen Zusammenhang stehen, so liegt die Gefahr nahe, daß die Einheitlichkeit der Wasserwirtschaft völlig in die Brüche geht. Als Ergebnis langjähriger praktischer Erfahrungen empfehle ich folgende Einrichtungen zu erwägen: Die Ausbildung der zukünftigen Wasserwirtschaftsbeamten geschieht unter völliger Ausschließung der jetzt schwer belastenden Spezialfächer des Eisenbahnbauwerks ganz gleichmäßig in allen Zweigen der Wasserwirtschaft sowohl auf der technischen Hochschule wie in der sich daran anschließenden praktischen Vorbereitungszeit. Den lokalen Wasserbauämtern werden alle Zweige der Wasserwirtschaft zugewiesen. Sie sind demgemäß die sachverständigen Stellen sowohl für die Landratsämter wie für die Spezialkommissionen. Die Vorsteher der Bauämter erhalten Vertreter und Hilfsarbeiter (Bauinspektoren und Regierungsbaumeister), von denen der eine die Geschäfte der Spezialkommissionen, der andre die der Landratsämter wahrnimmt. Die Vorsteher können die Bearbeitung des einen Teils dieser Geschäfte selbst übernehmen und haben außerdem für die gleichmäßige Bearbeitung beider Dienstzweige Sorge zu tragen. Die technischen Subalternbeamten werden nur in einem dieser Dienstzweige ausgebildet und beschäftigt. Den Oberpräsidenten, denen die Generalkommissionen und die Regierungen angegliedert sind, werden entweder Provinzialbauämter oder wenigstens technische Vertreter zugeteilt. Im ersten Falle werden diese Bauämter in zwei Abteilungen gegliedert, wovon die eine die Wasserbausachen der Regierungen (Landespolizei und Flußunterhaltung), die andre die Wasserbausachen der Generalkommissionen bearbeitet. Der technische Vertreter sorgt als Chef des Provinzialbauamts für die Einheitlichkeit der technischen Behandlung beider Dienstzweige. Im zweiten Falle haben sowohl die Regierungen wie die Generalkommission ihre eignen technischen Mitglieder. Der Oberpräsident sorgt aber durch seinen technischen Vertreter für die einheitliche technische Behandlung beider Verwaltungsgebiete. Alle Angelegenheiten, die jetzt den beteiligten Ministerien durch die Hand des Oberpräsidenten vorgelegt werden, müssen von dem technischen Vertreter in Bezug auf die einheitliche technische Behandlung geprüft werden.

In der Ministerialinstanz wird nach dem Vorbild anderer technischer Zentralbehörden eine besondere Ministerial-Oberbaudirektion geschaffen, die den sämtlichen beteiligten Ministerien angegliedert wird etwa in der Weise, wie jetzt das hydrologische Institut den Ministerien der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaft gemeinsam unterstellt werden soll.

Daß die Durchführung dieser Organisation im einzelnen nicht so leicht sein wird, wie sie auf dem Papier erscheint, ist richtig. Aber jede Organisation, die nicht auf die besondere Eigentümlichkeit des Wassers im Gegensatz zu allen andern wirtschaftlichen Werten gebührend Rücksicht nimmt, wird die Wasserwirtschaft immer nur stiefmütterlich behandeln und ihre im Interesse des Allgemeinwohls allseitig erstrebte Weiterentwicklung nicht gebührend fördern können. Sie wird deshalb nur ein vorübergehendes Dasein führen und in früherer oder späterer Zeit andern Neubildungen das Feld räumen, nachdem inzwischen Milliarden von Kubikmetern Wassers dem Meere, ohne Nutzen zu bringen, zugeflossen sein werden.

Ds.

Neues im Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Arthur Dix, bekanntlich einer der eifrigsten Apostel der deutschen Expansionspolitik nach dem kaiserlichen Programm, hat zu ihrer Empfehlung in dem Buche: Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs (Jena, Gustav Fischer, 1901)

reichliches Material zusammengetragen und behandelt die Beziehungen Deutschlands zum Weltmeere im allgemeinen und zu den einzelnen überseeischen Gebieten im besondern, das Verhältnis zwischen Inlands- und Auslandsmarkt, die Unentbehrlichkeit des Exports für die Arbeiter und weist u. a. nach, wie vorteilhaft es für uns wäre, wenn wir unsre Rohbaumwolle aus eignen Kolonien beziehen könnten. — Auf demselben Boden fußend, erörtert Dr. Njemezki die Agrarfrage in dem kleinen Schriftchen: Die Industrialisierung der Landwirtschaft, nebst einer Antwort auf die Frage: Brotzoll oder Handelsverträge? (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901.) Der Gedankengang ist der bekannte: Wegen des hohen Bodenpreises und der hohen Arbeitslöhne können die alten Kulturländer im Getreidebau nicht mehr mit den neuen konkurrieren, Kornzölle vermögen den natürlichen Lauf der Entwicklung weder zu hemmen noch abzulenken, es bleibt also den alten Ländern nichts übrig, als sich diesem Lauf anzubequemen, indem sie einerseits die Landwirtschaft so intensiv und industriell wie möglich betreiben, z. B. durch Bäckerei- und Fleischverkaufsgenossenschaften die Vermittler ausschalten, andererseits den unrentablen Körnerbau einschränken und sich auf Viehzucht, Molkerei, Geflügelzucht, Gemüse- und Obstbau werfen. Über landwirtschaftliches Genossenschaftswesen und Industrialisierung der Gärtnerei werden interessante Einzelheiten mitgeteilt, die noch nicht allgemein bekannt sein dürften. — Einen einzelnen Zweig unsers Weltverkehrs behandelt Dr. F. Krauß: Deutsch-türkische Handelsbeziehungen seit dem Berliner Vertrag unter besondrer Berücksichtigung der Handelswege (Wien, Gustav Fischer, 1901). Eins der wichtigsten Ergebnisse der Studien des Verfassers, der mehrere Jahre in der Türkei gelebt hat, ist, daß für Süddeutschland und sogar für österreichische Industriegebiete der Weg dahin über die deutschen Nordseehäfen vorteilhafter und namentlich wohlfeiler ist als die Donaustraße. Eine andre beachtenswerte Wahrnehmung, die er gemacht hat, lautet: die weit verbreitete Meinung, daß Konsuln und Diplomaten im Auslande den Außenhandel durch unmittelbare Einwirkung fördern könnten, ist ein Irrtum. Für nicht weniger irrig erklärt er die Ansicht, die deutschen Kaufleute im Ausland hätten die Pflicht, sich ausschließlich dem Vertrieb der Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes zu widmen. — Die deutschen Handelsbeziehungen zur Balkanhalbinsel beschränken sich natürlich nicht auf das stark zusammengeschrunppte Gebiet des Sultans, und so ist es denn erfreulich, von einem der neuen Balkanstaaten zu lesen, daß er in gesunder Entwicklung begriffen ist. Das weist der Bulgare Dr. phil. Zwan R. Drenkoff von seinem Vaterlande nach in der Schrift: Die Steuerverhältnisse Bulgariens (Wien, Gustav Fischer, 1900). Von einem patriotischen Bulgaren kann man nicht erwarten, daß er der bei uns ziemlich weit verbreiteten Ansicht beipflichten werde, der Türke sei der einzige Gentleman in der Türkei. Auch Krauß erwähnt gelegentlich, daß der Türke keinen Erwerbssinn hat und deshalb im Handel von den andern Nationen zurückgedrängt, auch wohl übervorteilt wird. Aber die beiden entgegengesetzten Beurteilungen des türkischen Nationalcharakters kann man am Ende vereinigen, wenn man statt Gentleman Ritter setzt, sich dann erinnert, daß Ritter und Räuber nahe Verwandte sind, und an die Helden der Ilias denkt, sowie an die Charakteristik des Germanen bei Tacitus: *pigrum quinimmo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare*. Seine Waren anzupreisen und den Kunden nachzulaufen, das verschmäht der stolze Türke; aber als Steuerpächter den Bauern auszurauben, ihn, wenn er Widerstand leistet, niederzuschlagen und seine Töchter zu schänden, das erscheint ihm nicht unedel. So schildert ihn Drenkoff. Der vornehme Türke wisse nichts von Kulturzwecken, denen der Staat zu dienen, und die er durch wohlthätige Einrichtungen wie Schulen, Verkehrsanstalten, geordnete Rechtspflege zu fördern habe; er kenne nur einen Staatszweck: das gemeine Volk und die Rajah unter der Fuchtel halten und beiden die Mittel zu seinem müßigen Genußleben auspressen. Wie Bulgarien das in diesem Barbarenstaat entstandne Steuersystem übernommen hat und seinen Kulturbestrebungen ent-

sprechend umzubilden bemüht gewesen ist, wird ausführlich dargestellt. Daß ein Staat, der sich, aus der Barbarei emporstrebend, mit allen europäischen Kulturaufgaben belädt, in finanzielle Verlegenheiten geraten mußte, sieht man leicht ein. Da jedoch die Anleihen größtenteils zu produktiven Zwecken gemacht, in Eisenbahnen und Bildungsanstalten angelegt worden sind, da das Volk fleißig und der Boden fruchtbar ist, so bedeuten die Zahlungsschwierigkeiten bei verständiger Leitung des Staats keine Gefahr. An der verständigen Leitung wird es freilich wohl auch in Zukunft vielfach schon aus dem Grunde fehlen, weil, wie der Verfasser hervorhebt, das aus Europa eingeschleppte Parteiwesen die Regierung und Verwaltung erschwert, und die im Lande herumstreifenden hauptstädtischen Rabulisten, die das Volk nur als Werkzeug für ihre Parteizwecke behandeln, die ehrlichsten Dorfschulzen zu Spitzbuben machen. Aus dem Budget von 1899 teilen wir die folgenden charakteristischen Zahlen mit: die Gesamtausgabe betrug (bei rund 3300000 Einwohnern) 83887236 Franken; davon kamen auf Landesverteidigung 22465500, auf die Verzinsung der Staatsschulden 20881146 und auf Schulen 7973736. Der zuletzt genannte Posten macht dem Staate Ehre.

Das Gesetz der Güterkonzentration in der individualistischen Rechts- und Wirtschaftsordnung von Dr. Stephan Worms. Erster Halbband (Jena, Gustav Fischer, 1901) gehört zu den Büchern, bei denen man fragen muß: Lohnt denn das dürstige Ergebnis diesen ungeheuern Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und mühsamen Berechnungen? Denn daß im freien Verkehr der Reiche dem Armen als der Stärkere gegenübersteht, und daß der große Goldhaufen die zerstreuten kleinen Goldkörnchen anzieht, ist doch eigentlich nicht schwer zu verstehen, so wenig wie die Forderung, in die des Verfassers Untersuchungen münden: nicht Sozialismus, sondern Sozialpolitik! Freilich verfolgt er einen besondern Zweck: er will gegen Marx beweisen, daß sich die Reichumsanhäufung nicht in der Produktionsphäre, sondern im Tauschverkehr vollziehe, und daß sich die wahre und echte Volkswirtschaftslehre nur auf der Grundlage der von der österreichischen Schule angenommenen Grenznutzentheorie aufbauen lasse. Wir halten aber die Wertschätzung dieser Theorie für sehr übertrieben, und was Marxens Lehre über die Akkumulation betrifft, so spielt darin außer dem berichtigten Mehrwert doch auch der Raub keine kleine Rolle. Die Güterbewegung ist eben ein so verwickelter Prozeß, daß sie sich schlechterdings nicht auf eine Formel bringen läßt. — Ein brauchbares Buch hat dagegen Dr. Julius Landmann in seinem System der Diskontpolitik (Jiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1900) geliefert; es kann solchen, die sich über das Bankwesen unterrichten wollen, als Hilfsmittel empfohlen werden. Die Diskontpolitik der Deutschen Reichsbank wird als bewährt gelobt, die Notensteuer als eine verkehrte Maßregel verurteilt. Die Beherrschung und Regelung des Geldmarkts werde der Reichsbank durch die vielen kleinen, besonders die süddeutschen Notenbanken erschwert, deren Politik nicht eben vorzugsweise den allgemeinen Nutzen als Ziel verfolge. Für Krisen wird die Regel empfohlen: beizetzten warnen durch Erhöhung des Diskonts, nicht aber diesen erhöhen, wenn das Publikum schon ängstlich ist, weil dadurch leicht eine Panik hervorgerufen wird, und nach ausgebrochener Krise trotz hohen Diskonts kulant diskontieren, um so den Kredit der guten Häuser aufrecht zu erhalten. Die erste Regel habe die Bank von Frankreich beim Nahen der Bontouxkrisis gröblich vernachlässigt, durch niedrigen Diskont und unmäßige Anhäufung von Wechseln in ihrem Portefeuille habe sie die Spekulation geradezu aufgemuntert. Aus der Darstellung der französischen Bankpolitik werden die Bimetallisten Honig saugen: die Bank von Frankreich brauche, um den Goldabfluß zu verhindern, nicht so oft zu dem Mittel der Diskonterhöhung zu greifen, weil sie das Gold durch Prämienzahlung anlocke, und dieses Mittel, das zunächst das Gold aus dem inländischen Verkehr ziehe, dürfe sie wagen, weil im Lande vier Milliarden in Silbermünzen kursieren (im Deutschen Reich nur 400 Millionen Mark). Allerdings unterläßt er es nicht, die Nachteile dieser Praxis klar zu machen. — Dr. Ludwig

Pohle hat in einem Vortrage, den er in der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten und dann (bei v. Bahn und Jaensch in Dresden, 1900) unter dem Titel: Die neuere Entwicklung des Kleinhandels als Broschüre herausgegeben hat, die Befürchtungen derer widerlegt, die von den Warenhäusern, Bazaren und Konsumvereinen den Untergang des Kleinhandels befürchten. Das Schriftchen orientiert sehr gut über den Gegenstand. — Landgerichtsdirektor Dr. Becker, Vorsitzender des Aufsichtsrats des Dresdner Spar- und Bauvereins, empfiehlt in seiner Broschüre: Die Wohnungsfrage und ihre Lösung auf haugenossenschaftlichem Wege (Dresden, v. Bahn und Jaensch, 1901) die organisierte Selbsthilfe als das beste und wünscht, daß sich auf diesem Felde „nicht, wie es bei andern sozialen Einrichtungen der Fall gewesen ist, die staaterhaltenden Elemente von der ihnen zukommenden Führung und Mitarbeit verdrängen lassen.“

Dr. Karl Freiherr von Manteuffel gen. Szöge besichert uns ein interessantes Buch unter dem Titel: Das Sparen, sein Wesen und seine volkswirtschaftliche Wirkung (Jena, Gustav Fischer, 1900). Es enthält sehr hübsche Betrachtungen, z. B. über die wohlthätigen sittlichen Wirkungen des privatwirtschaftlichen Sparens, die niemand bestreitet, und wenn es ein Cavalier ist, der diese Betrachtungen anstellt, so bedeutet das allein schon eine sittliche That. Aber daß die Gegner der volkswirtschaftlichen Spartheorie wie Lauderdale und Robbertus Unrecht haben, davon haben uns seine übrigens sehr gründlichen und wissenschaftlich gehaltenen Beweisführungen nicht überzeugt; er scheint den Kern der von ihm bekämpften Ansicht nicht bemerkt zu haben, den unter anderm List an den Stellen seiner kleinen, heute unbekanntesten Schriften bloßlegt, wo er beschreibt, wie eine Eisenbahn entsteht. Praktisch läuft Manteuffels Buch auf unsre Ansicht hinaus, da auch er das Hauptgewicht auf eine verständige Leitung der Produktion wie des Konsums legt, und da wir den Verzicht auf einen ganz unverständigen Konsum, auf unsinnige und schädliche Genüsse gar nicht Sparen nennen, so dürfte der Gegensatz zwischen uns vielfach nur ein scheinbarer sein. Daß der Verfasser den Prozeß der Kapitalbildung nicht recht versteht, geht besonders deutlich aus der Weise hervor, wie er auf Seite 78 die Kapitalbildung zu veranschaulichen sucht. Ein Herr wirtschaftet mit zwölf Sklaven. Da diese zwölf Sklaven mehr Getreide erzeugen, als er und sie zusammen brauchen, so schränkt er den Getreidebau ein und läßt einen Teil seiner Sklaven Werkzeuge und Bodenverbesserungen schaffen, statt die Speiseportionen zu vergrößern. Die Nahrungsmittelmenge, die ein kräftiger Mann bei ausschließlicher Mehlkost zur Erhaltung seiner Arbeitskraft braucht, und die er vertragen kann, bewegt sich zwischen so engen Grenzen, daß das mögliche Mehr oder Weniger für die Größe der Anbaufläche gar nicht in Betracht kommt. Essen die Leute aber bedeutend weniger, als sie brauchen, dann werden sie schlechter arbeiten; das wäre also unwirtschaftlich. Nicht das Sparen am Getreide, sondern die Arbeitteilung ist es, was Kapital schafft und zusammen mit der Vervollkommnung der Technik die Produktivität ins Unendliche steigert, ohne daß bei guter Leitung der Produktion und der Verteilung je einmal zum Fortschritt Sparen im strengen Sinne des Worts, das heißt Entbehren, notwendig wäre. Die Arbeitteilung ist eine der Kräfte, die die Engländer reich gemacht haben, und ihr Fehlen ist es, was den russischen Bauer in der Armut festhält, obwohl er nicht den vierten Teil von dem ist, was der englische Fabrikarbeiter braucht, sondern jahraus jahrein Korn „spart,“ d. h. hungert. — Auch Ottomar Beta setzt sich in seiner neuesten Schrift (Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts, Heft 5 und 6, Berlin, F. Harwitz Nachfolger, 1900) mit Robbertus auseinander und beschäftigt sich mit der Kapitalbildung, in der er aber sehr viel Raub wittert. Beta ist Bodenbesitzreformer, empfiehlt jedoch nicht Klürscheims Vorschläge, sondern die Einführung des englischen Bodenbesitzrechts. Von den Schattenseiten des englischen Lebens scheint er bei seinem langen Aufenthalt in England nichts bemerkt zu haben. Einen Teil der Schuld an unserm

seiner Ansicht nach ungerechten Bodenrecht schiebt er dem Apostel Paulus zu, der das Christentum durch römische und rabbinische Anschauungen verdorben habe. Jesus habe das Gesetz des Moses erneuert und vollendet, das nicht jüdischen, sondern ägyptischen Ursprungs gewesen sei. Zur Charakteristik der Anschauungen des Verfassers teilen wir ein paar Sätze aus dem Eingang seiner Schrift mit. Er zitiert eine Stelle aus Heines Memoiren, worin dieser Dichter seine Abwendung vom juristischen Studium mit seinem Abscheu vor dem römischen Recht erklärt, „dieser Kafuistik der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft,“ und das corpus juris ein fürchterliches Buch, die Bibel des Egoismus nennt; es sei dadurch entstanden, daß sich der Römer als Advokat habe sichern wollen, was er als Soldat geraubt hatte. Dazu bemerkt Beta, Heine sei über den Ursprung des römischen Rechts schlecht unterrichtet gewesen, „dieses wurde im wesentlichen auf der Rechtsschule zu Berytos (Beirut) ausgearbeitet und stand mit dem eigentlichen angestammten Rechte der alten soldatischen Römer, die eine aequitas und ein fas neben dem jus, aber, nach Thering, keine Alienierung des Bodens kannten, im krasssten Widerspruch. Gibbon läßt uns auch wissen, daß es gar nicht Römer waren, die den spätern justinianischen Kodex erfanden, sondern Syrier, Griechen, Juden — die Pharisäer jener Zeit, von denen auch der Zimmermannssohn aus dem nichtjüdischen Galiläa bekundet, daß sie Mücken seiheten und Kamele verschluckten.“ Die zweite Hälfte der Schrift enthält interessante Betrachtungen über den Adel, wobei selbstverständlich wieder der englische als Vorbild aufgestellt wird, den das Volk liebe, nicht aus Neid hasse, wie der feltische Mob in Frankreich den seinen oder Eugen Richter den preußischen.

Wirtschaft und Philosophie II von Dr. Abr. Cleutheropoulos, Privatdozenten an der Universität Zürich (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901) gehört eigentlich nur des Titels wegen hierher. Im ersten Bande, der „Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechentums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände“ betitelt ist, tritt das Wirtschaftliche stärker hervor; der gelehrte junge Grieche macht darin den Versuch, die materialistische Geschichtskonstruktion auf die hellenische Philosophie anzuwenden, und entledigt sich der Aufgabe, die Lebensauffassung jedes einzelnen Philosophen aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen seines Staats und seiner Zeit zu erklären, auf die denkbar scharfsinnigste Weise. Im vorliegenden zweiten Bande, der „die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände“ behandelt, wird der Betrachtung der Gesamtzustand dieser Völker, einschließlich der politischen und kirchlichen und der Kulturzustände zu Grunde gelegt. Das Originelle des Buchs besteht in dem fortwährenden Zurückgreifen auf das Griechentum; unsere modernen Philosophen kommen bei der Vergleichung mit ihren hellenischen Vorgängern nicht zum besten weg. Überhaupt, meint der Verfasser, leiste die ganze bisherige Philosophie nichts für die Wissenschaft; sie habe nur kulturhistorischen Wert; ihre Geschichte sei die Geschichte der „menschlichen Ideananstrengungen“ (wir würden lieber sagen: der Anstrengungen, die der Verstand gemacht habe, um eine Idealwelt zu entdecken oder zu schaffen).

Spemanns Goldnes Buch der Weltliteratur enthält zunächst von verschiedenen Gelehrten verfaßte kurze Abrisse der antiken und der modernen Litteraturen, woraus wir den Abschnitt über die Publizistik von Ludwig Salomon als besonders dankenswert hervorheben, weil man über diesen wenig bekannten Gegenstand das Notwendigste nicht wieder so bequem beisammen findet. Sodann aber bringt es sorgfältig abgefaßte Biographien und Charakteristiken von mehr als sechshundert deutschen und ausländischen Schriftstellern der Gegenwart aus der Feder des Herausgebers Viktor Ottmann, von denen etwa die Hälfte auch in Abbildungen und Photographien erscheint. Wir können gar nicht sagen, wie viel Nutzen, aber auch wie viel Vergnügen wir schon von dieser im besten Sinne belehrenden Bilder-

galerie gehabt haben. Wenn wir in unsrer Unwissenheit z. B. von einem meisterlichen Wiener Feuilletonisten und Chroniqueur bis dato noch nichts gehört hatten, so richtet uns die Bemerkung wieder auf, daß dieses Bildungsspenders Gymnasial- und Universitätsbildung schon mit seinem sechzehnten Jahre ihren Abschluß gefunden hat, oder wenn wir dem berühmten Gabriele d'Annunzio bisher bei dem besten Willen keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten, so sagt uns sein geckenhaft süßliches Porträt, daß die Schuld wohl nicht an uns allein gelegen hat. Viellegend sind besonders die Bildnisse der schriftstellernden Frauen, sie zeigen uns Rüsselföpfe mit Taubenaugen, nackte Hälse nicht nur von vorn, sondern auch vom Rücken her, Toiletten und Allüren, die dem Zirkus angemessener sind als dem Parnas. Aber auch für das Studium der Litteraturgeschichte männlichen Ursprungs wird dieser eindrucksvolle Bilderkommentar die wirksamsten Dienste leisten.

Die Höhen der Kunst. „Wir leben in einer Zeit, wo das Persönliche in der Kunst immer mehr die Oberhand bekommt, trotz aller Mahnungen, am Alten festzuhalten, bricht sich der neue Stil, der Stil des Individualismus, der selbständige Kunstausdruck unsrer Kulturepoche immer mehr Bahn, immer mehr Einsichtige wenden sich dem Weg zu, der vorwärts und aufwärts führt.“

„Man braucht nur die große Anzahl Kunstzeitschriften durchzublätern, um zu sehen, wie stark die Vorwärtsbewegung die Künstlerkreise ergriffen hat, und nicht nur diese, auch die Zahl des bestellenden und kaufenden Publikums wächst von Tag zu Tag; die anfängliche Scheu vor künstlerischen Kraftausdrücken ist einem allmählichen Einsinken und schließlich der Überzeugung gewichen, einer ernstern, bedeutamen Umwandlung des Geschmacks, einem zeitgemäßen Kulturausdruck gegenüberzustehen. Gehört doch außer der Einsicht, daß unsre auf allen andern Gebieten so selbständige Zeit auch ihre eigne Kunst haben muß, nur ein bischen guter Wille dazu, um auch die stärksten persönlichen Ausdrücke in derselben zu begreifen und zu schätzen.“

„Und starke persönliche Ausdrücke gebrauchen wir, um eine große starke Kunst zu haben, eine Kunst, die noch nach Jahrhunderten sich ihrer Existenz nicht zu schämen braucht. Ob alles so gut ist, was wir heute im Trubel des Vorwärtstrebens und des Ringens nach Selbständigkeit machen, daß es in späterer Zeit als ein Dokument heutiger Kunst angesehen werden kann, darüber können wir selbst nicht entscheiden, die Frage soll uns aber nicht hindern, in jugendlicher Frische, mit vollster Kraft und stärkstem Selbstbewußtsein unsre Farben und Formen in die Welt hinauszuschleudern, in der Hoffnung, teilgenommen zu haben am Vorwärtstreiben der Menschheit, ja vielleicht eine nützliche Stufe auf der großen Treppe der Kultur gewesen zu sein, die zum Allerhöchsten, zur Schönheit hinaufführt.“

Das sind — abgesehen von einigen Stilunvollkommenheiten — sehr schöne Worte, die die besten Seiten edeln Künstlertums, edeln Stolz und edle Bescheidenheit zugleich atmen. Es ist natürlich sehr löblich, wenn einer in jugendlicher Frische am Vorwärtstreiben der Menschheit teilnimmt, aber einigermaßen verblüffend wirkt es, wenn man eine solche Programmrede — ganz aus Majuskeln gesetzt — als Geleitwort eines Fests von — Tapetenmustern findet! Es handelt sich freilich um „Christiansentapeten,“ und der Sprecher ist Christiansen selbst, Professor Hans Christiansen in Darmstadt. Er sagt über seine Christiansentapeten außerdem: „Die Herausgabe moderner Tapetenmuster seitens der Firma Tapetenfabrik Hansa, Iben u. Komp., Altona-Dittensen wird, nachdem eine andre Fabrik mit den Edmannschen Mustern so glücklich über das Eis gegangen ist, nicht mehr groß überraschen; wie die Arbeit für mich das Bedürfnis war, meine Ansicht in dieser Technik auszusprechen, so wird das Erscheinen auch als ganz selbstverständliche Folge der Kunstentwicklung unsrer Tage angesehen werden.“

Das ist bildlich gesprochen, das mit dem übers Eis gehn und das mit dem Anfsichtausprechen; der bildende Künstler befriedigt natürlich sein Bedürfnis mit Stift

und Pinsel, und es ist erklärlich, daß er es auf der großen Treppe der Kultur thut. Ja man wird auch völlig damit übereinstimmen, daß das Erscheinen solcher Muster als eine ganz selbstverständliche Folge der wunderbaren Kunstentwicklung unsrer Tage betrachtet werden kann. Aber wir verstehen nicht recht, in welchem Zusammenhang eine große starke Kunst, die sich noch nach Jahrhunderten ihrer Existenz nicht schämen soll, gerade mit Tapetenmustern stehen kann, und vollends mit solchen, die wie diese „deutschen Tapeten und Frieße“ Christiansens so sehr den Stempel dessen, was wir als die andre Seite edeln Künstlertums bezeichnet haben, der Bescheidenheit tragen. Wir glauben, Herr Christiansen nimmt die Sache zu schwer. Gewiß, bescheidner als diese Muster können keine andern sein; man könnte sie fast einfältig nennen, so einfältig, daß sie das Kunstgefühl des einfältigsten Menschen unsrer Tage auf der untersten Stufe der großen Treppe der Kultur nicht groß überraschen können. Warum sollte das Volk jahrhundertlang dagegen revoltieren? Es nimmt die Sache gar nicht so ernst. Es hängt gar nicht so sehr am Alten; welcher Mensch sträubt sich denn gegen das Neue, wenn er frisch tapezieren lassen muß? Werden unsre Tapeten schäbig, so gehn wir in den Läden und suchen uns neue aus, Farben und Muster, wie sie uns am besten gefallen oder am wenigsten zuwider sind, und überleben jedes Vorwärtstreben der Menschheit mit neuem, sobald das alte schmutzig geworden und verschossen ist — sind also jederzeit bei der Hand, eine nützliche Stufe der großen Treppe zu sein, die zum Allerhöchsten führt. Christiansen hat wirklich einen falschen Eindruck von uns, wenn er meint, wir ließen nicht zur rechten Zeit tapezieren und hingen zu sehr am Alten. Auch seine Tapeten werden an den Wänden kleben, und kein künftiges Jahrhundert wird sich schämen, daß man einmal auch so etwas angeklebt hat. Mit der Kunst hat es ja wirklich gar nichts zu thun. Das ist eine wunderliche Fliße von Christiansen. Er soll nur ruhig sein bescheidenes Metier betreiben für die bescheidnen Leute, denen es gefällt. Wir legen ihm keine Steine in den Weg. Und wir hoffen, daß sich in der Zwischenzeit seit der Versendung des Musterheftes — wir fürchten, wir haben etwas viel davon verstreichen lassen, seit wir es mit der Aufforderung, uns zu äußern, zugesandt erhielten — die Firma Tapetenfabrik Hanja, Iven u. Komp., Altona-Ottensen und die andre Firma, nachdem sie glücklich über das Eis gekommen waren, nicht gegenseitig die Hacken abgetreten haben auf der großen Treppe, die zur Schönheit hinauf führt.

Überzwerge. In Tagesblättern liest man folgende Anzeige: Anleitung zum imponierenden Auftreten nach der epochemachenden Methode von D. Juan de Castanosa. Radikale Beseitigung von Schüchternheit, Befangenheit, Menschenscheu, Redefieber, Lampenfieber, Stottern, Sprachfehlern, Zittern, Erröten, Schwinden der Gedanken; von Linkshändigkeit, Schielen, Haarausfallen, Ausschlägen, körperlichen Schönheitsfehlern, Fettleibigkeit, Magerkeit; Anleitung zur Erzielung schlanker und hoher Figur, guter Haltung, zur Kunst des Befehlens, zum Verbergen eigener Mängel und zur Sicherheit im öffentlichen Auftreten. Kein Geheimmittel und ohne jede Arznei. Broschüre mit Erfolgsbestätigung von hoher Seite gratis und franko. Modern-Medizinischer Verlag. — Ein Mensch also, der nach dieser Methode mit Erfolg behandelt worden ist, müßte sein: ein dreister, zungengewandter, unverfrohrer, trainierter, muskelgestärkter, geschniegelter, anspruchsvoller, raisonnierender und kommandierender Strohkopf mit steifen Hosen zum Verbergen etwaiger Krummbeine. Bücher werden geschrieben, daß sie verkauft werden. Auch der Moderne Verlag würde nicht sein Geld für das Buch und die Annonce ausgeben, wenn er nicht voraussetzte, sein Publikum zu haben. Darum haben solche Annoncen ein kulturhistorisches Interesse. Sage mir, was man dir zutraut, und ich will dir sagen, was du bist. Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo man Bescheidenheit für eine Tugend hielt. Es scheint, daß man sie heute für einen Fehler und „imponierendes Auftreten“ für ein hohes Gut ansieht. Es wäre interessant zu wissen, welcherlei Leute sich diese Anleitung kaufen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig